

Artikel im „Gewerbefchutz“, dem Organ des hiesigen „Vereins gegen Unwesen im Handel und Gewerbe“. In diesen vom Publikum allgemein gebilligten Artikeln wurde überhand genommene Trinkgeldder in den Restaurationen mit Recht als ein Unwesen hingestellt, gegen welches dringende Abhülfe nöthig sei. Namentlich wurde darin betont, daß der Gastwirth doch eben so gut wie jeder andere Gewerbetreibende verpflichtet sei, sein Hülfpersonal so zu bezahlen, daß es sein Auskommen hat; statt dessen gäbe es eine große Anzahl von Gastwirthen, welche ihrem Personal nur ganz geringen oder gar keinen Lohn geben und dasselbe auf die Trinkgeldder verweisen, demselben also einen Freibrief ausstellen, das Publikum auf alle anständige Weise zum Trinkgeldder zu veranlassen. Die beiden Artikel führten noch die beachtenswerthe Nachtheile des Trinkgeldderens an und appellirten schließlich an den Verein Dresdner Gastwirth um Abhülfe. Da kam aber der „Gewerbefchutz“ schön an. In der jüngsten Gastwirthsversammlung führte der Referent über diese Frage aus, daß das Trinkgeld eine nach Form und Inhalt freiwillige Gabe sei und seit Menschengedenken in allen Kreisen und Schichten der Bevölkerung existire, also als Unwesen nicht aufgefahrt werden könne. Die Dotationen der Generale nach Feldzügen seien eben nur Trinkgeldder, ebenso sei es weiter bekannt, daß Künstlerinnen „Trinkgeldder“ in Gestalt von Brillanten erhielten. Durch „höhere Trinkgeldder“ könne man ferner Lob oder Tadel in Zeitungsartikeln erreichen (die Bekanntheit des Redners mit der Presse scheint sich auf eine nette Sorte von Blättern zu beschränken), und bei Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen seien die Nebenabgaben auch nur kirchliche Trinkgeldder zc. Das Trinkgeldder sei also in allen Kreisen eingebürgert, nur die Form wechsele. Das Publikum werde durch die Trinkgeldder auch durchaus nicht ausgebeutet und Niemand sei zum Geben oder zum Nichtgeben gezwungen. Dem Referenten wurde natürlich seitens der zahlreich gegenwärtigen Gastwirth anhaltender Beifall zu Theil, und man darf gespannt sein, ob sich der Verein gegen Unwesen im Handel und Gewerbe bei dieser vorläufigen Abfertigung und unwürdigen Beschuldigung anderer Stände ohne Weiteres beruhigen wird; zumal im Gastwirthsverein noch ein Antrag eingebracht wurde, daß diejenigen seiner Mitglieder, welche gleichzeitig dem „Verein gegen Unwesen im Handel und Gewerbe“ als Mitglieder angehören, aus diesem austreten möchten.

— Eine niedliche Scene spielte sich am Donnerstag in der Nähe des Rathhauses in Dresden ab, die von der Freude der Einwohner über die Rückkehr der Truppen aus den Manövern und zugleich von der Beliebtheit der Soldaten aufs Neue Zeugniß ablegt. Wie alle anderen Truppen, wurden auch die Gardereiter von den Volksmassen mit vielen freundlichen Zurufen begrüßt. Eine der auf dem Altmarkte feilhaltenden Blumenverkäuferinnen gab ihrer Freude über die schmucken „Gardereiter“ noch einen besonderen Ausdruck. Was sie an geschnittenen Blumen auf ihrem Stande vorrätzig hatte, reichte sie den vorbeireitenden Blauen hinauf, erst alle Rosen und Leblojen und alle diese verbrauchten waren, sämtliche Asten, ergriff sie das Letzte, was sie hatte: eine riesige Sonnenrose. Sie reichte sie schmunzelnd einem martialischen Wachtmeister hinauf, dem jedoch dieser Blumenschmuck etwas gar zu massiv erschien und mit dem er keinesfalls vor seiner Geliebten erscheinen mochte. Er lehnte ihn dankend ab. „Na, der da giebt mir gewiß keinen Korb!“ rief die Blumenkünstlerin und trat resolut an einen Offizier heran. Dieser nahm die breite Sonnenblume mit freundlichem Danke an und steckte die gelbe Rosette unter dem Beifall des Publikums an seinen blauen Waffenrock.

— Leipzig. Die schöne Jahreszeit neigt sich unaufhaltsam ihrem Ende zu und nur zu bald wird der Winter sein strenges Regiment wieder antreten. Anstatt der erquickenden Spaziergänge in der freien Natur treten bereits wieder die Unterhaltungen im Familienkreise und die gefelligen Vergnügungen im Vereinsleben in ihr Recht. Und wer suchte wohl an den langen Abenden nicht gern solche frohe Kreise auf? Bringt doch der Winter vor Allem das Vereinsleben zur regsten Blüthe. In unserm Leipzig bestehen besonders viel Vereine zu den verschiedensten Zwecken, und wenn wir hier auf einen davon besonders hinweisen, so geschieht dies deshalb, weil derselbe ganz besonders dem gesammten Erzgebirge sein Interesse zuwendet, — wir meinen nämlich die seit 9 Jahren hier bestehende „Landmannschaft der Obererzgebirger“. Viele der hier wohnenden Landsleute, und wir hoffen, daß deren immer mehr werden, haben sich dem Verein angeschlossen, welchem die Pflege der Erinnerung an die alte liebe Heimath und nach Kräften die Unterstützung armer Landsleute als Ziel vorschwebt. Auch dieser unser Verein hat im letzten Sommer verschiedene Ausflüge in die freie Natur veranstaltet, und war es ihm auch nicht vergönnt, durch Berg und Thal zu wandern, so tritt derselbe doch befriedigt in die Winterzeit ein. Besonders sind die Sympathien, die der Verein in dem Gebirge selbst gefunden hat und welche besonders an

den Vereinsabenden während der hier stattfindenden Messen durch den zahlreichen Besuch hier anwesender Landsleute zum schönsten Ausdruck kamen, sehr schätzenswerth. Da nun abermals eine Messe naht, so laden wir auch diesmal alle nach hier kommenden Landsleute recht herzlich ein, uns während ihres Hiesseins an den Vereinsabenden (jeden Mittwoch im „Mariengarten“, Carlstraße), recht zahlreich zu besuchen. Alle sind im Voraus freundlichst willkommen geheißen und wir hoffen, daß es ihnen bei uns recht gut gefallen wird. Wir werden Alles aufbieten, um ein recht vergnügtes Zusammensein feiern zu können, eingedenk unseres Loosungswortes:

„Der Heimath stets getreu,  
Herz und Sinn froh und frei  
Die Loosung sei.“

— Leipzig. Das Umgehen und Spielen mit Feuerwerkskörpern seitens der Kinder und erwachsener Personen, wie es vielfach hier vorgekommen, kann nicht genug gerügt werden, und die bereits laut gewordenen Stimmen aus dem Publikum, daß der Verkauf derselben an Kinder zur Verhütung von Unglücksfällen verboten werden möchte, ist wohl gerechtfertigt. Wiederholt sind Kinder hierbei zu Schaden gekommen und durch Brandwunden mehr oder weniger verletzt worden. Freitag Abend kam der Fall vor, daß ein achtjähriger Knabe, Sohn eines hiesigen Kaufmanns, welcher eine Schachtel mit Buntfeuerzündhölzchen gekauft und in die Beinkleidertasche gesteckt hatte, dadurch schwer verletzt wurde, daß die Hölzchen sich durch die Reibung entzündeten und dem Knaben am rechten Oberschenkel und am Unterleibe bedeutende Brandwunden beibrachten. Er hat ein voraussichtlich mehrwöchiges schmerzhaftes Krankenlager auszustehen.

— Zwickau. Vor einigen Wochen nahm ein hiesiger Gastwirth eine Frauensperson in Dienst, welche ihm von einem Dienstvermittler zugewiesen und als brauchbar in der Küche empfohlen wurde. Die Person war auch wirklich nicht ungeschickt, man behielt sie und hatte nur das eine Bedenken, daß die Frauensperson ohne alle Legitimation war und man eigentlich gar nicht wußte, mit wem man es zu thun hatte. Durch gutes Muthwort und allerhand Vorspiegelungen wurde die Dienstherrschaft hingehalten bis gestern Abend, wo die Küchenfee plötzlich verschwand, mit ihr aber eine ganze Menge Kleider und Effecten der Herrschaft und anderer Dienstboten. Nun ist freilich Holland in Noth, wer mag nun die Verschwundene gewesen sein und nach welcher Richtung ist sie entflohen. Sie gab sich als eine Wittwe aus, war ca. 35 Jahre alt, hatte schwarzes glattes Haar und trug ein blaues gedrucktes Kleid. Man sieht hieraus wieder wie vorsichtig man mit der Aufnahme fremder Personen sein soll.

— Eine muthige That wurde bei einer gemeinsamen Fahrt des Eisterberger und Dreizer Radfahrerclubs nach Altenburg ausgeführt. Auf der Straße von Weidau nach Crimmitschau scheute das Pferd eines Geschirres plötzlich vor den entgegenkommenden Radfahrern, drehte um und lief davon. Schnell entschlossen und durch das Zurufen der nachfolgenden Genossen ermuntert, suchte der vorderste Fahrer das durchgehende Pferd zu überholen, was ihm auch glücklich gelang, und nachdem er einen Vorsprung gewonnen, sprang er ab, fiel dem vorüberjagenden Pferde geschickt in die Zügel und brachte es wieder in die Gewalt des Geschirrführers, der auf die Frage, warum er den Radfahrern nicht ein Zeichen zum Absteigen gegeben habe, erklärte: „Ja, wir haben alle beide (das Pferd und der Fuhrmann) noch keine solchen Dinger gesehen!“

— Für die am nächsten Sonntag zum Bau einer Kirche in Gablenz bei Chemnitz einzusammelnde Kirchencollekte hat der dortige Kirchenvorstand folgende Mittheilungen zu näherer Orientierung ergeben lassen:

Die Gemeinde Gablenz bei Chemnitz, in ihrer jetzigen Gestalt aus der modernen Völkerverwanderung hervorgegangen, wie sie Handel und Verkehr in unseren Tagen besonders in großen Industriestädten und deren Vororten herbeiführen, und deshalb in wenig Jahren von 4000 auf mehr als 9000 Seelen angewachsen — ist dadurch auch groß geworden an Verhältnissen, welche tief betrieblen und große, fast unerschwingliche Opfer bedürfen.

Seit 11 Jahren hat die gänzlich vermögenslose, hauptsächlich aus armen Leuten, Hand- und Fabrikarbeitern, bestehende Gemeinde ein Pfarrhaus, eine große Centralhülle, die im vorigen Jahre durch einen Anbau erweitert werden mußte, eine Luthhalle, sowie eine Porentationshalle erbaut, einen neuen Friedhof angelegt, und, am dies Alles, und noch andere nothwendige Bauten zu ermöglichen, verschiedene Darlehen im Gesammtbetrage von weit über 300,000 Mark aufnehmen müssen.

Die Verzinsung und Amortisation dieser Schuld, sowie die sonstigen Bedürfnisse der Kirche, Schul- und politischen Gemeinde forderten im Jahre 1885 bereits einen Deckungsanspruch von 50,380 Mark, die lediglich im Anlagenwege aufgebracht werden mußten.

Leider hat mit der Zunahme der Bevölkerung die Steuerkraft nicht gleichen Schritt gehalten. Auch ist der Verdienst der Arbeiter nur zu sehr den Wandlungen des Geschäftsganges und darum oft empfindlichen Störungen ausgesetzt, die eintretenden Falls zu einem bedenklichen Nothstand führen können.

Früher ein Theil der großen St. Johannisparochie in Chemnitz hat die Gemeinde am 2. Mai 1875 ihre kirchliche Selbstständigkeit erlangt. Seitdem wirkt ein eigener Geistlicher in ihr. Hand in Hand mit ihm arbeitet eine seit Kurzem hier stationierte Diakonissin, welcher die Pflege der zahlreichen Armen und hilflosen Kranken anvertraut ist.

So wird die lebendige Kirche gebaut. Noch fehlt die Steinerne, der sichtbare Mittel- und Sammelpunkt für die Glieder der Kirchengemeinde. Eine so vollkommene Gemeinde in der beschriebenen Lage muß sich mit einem Felsal, der Schulaula, begnügen, die höchstens 150 Personen faßt. Ach, wir empfinden es

oft mit tiefem Schmerz, wie weidlos unser Leben ohne ein Gotteshaus verläuft. Wir sehnen uns nach dem Augenblicke, da ein erster heiliger Momenton den Gottesfrieden und des Evangeliums erlösende Himmelskraft auch über unsere Häuser hin verkündigen wird! Unsere Feinde, auch die Sclen, die uns umgeben, spotten unserer Ohnmacht. Und doch können wir nicht bauen, wenn nicht die Liebe spricht: Wir wollen herüber kommen und Euch helfen!

Wir besitzen bis jetzt einen recht günstigen, in der Mitte des Ortes, nach allen Seiten hin freigelegenen Kirchbauplatz. Ferner ließ der Verein für kirchliche Kunst auf seine Kosten den Bauplan zur künftigen Kirche anfertigen. Auch ein Baufond ist vorhanden, dessen Förderung die Gemeinde sich auf jede Weise hat anlegen lassen. Tropdem deckt der vorhandene Bestand kaum den siebenten Theil von dem Gesammtaufwand von 150,000 Mark, den der Kirchenbau mutmaßlich verursachen wird. Wenn wir nun auch gern zu weiteren Opfern bereit sind, so ist doch die mit Schulden überreich beladene Gemeinde in erster Linie auf einen möglichst reichen Ertrag der Kirchencollekte angewiesen, wenn anders sie den Reichtum und die Fruchtbare gewinnen soll, den Kirchenbau, wie geplant, im Jahre 1888 zu beginnen.

### Ein Rendezvous im Berliner Kaiserhof.

Humoreske von P. Giesbert.

(Nachdruck verboten.)

„Eine Melange! Nein! Eine Tasse schwarz!“ So rief Oskar, ein junger deutscher Dichter, der dadurch die Berechtigung hatte, an ewigem Geldmangel zu laboriren, einem Kellner zu. Die augenblickliche Verbesserung seiner Bestellung kam daher, weil er durch einen Handgriff in die rechte Westentasche, die in Ermangelung eines Portemonnaies das Geld, das er meistens nicht hatte, beherbergte, sich überzeugt hatte, daß er nur noch 25 Pfennige sein eigen nannte, während eine Melange 30 Pfennige kostet.

Ich bitte die Leute, die es vielleicht unästhetisch finden, daß ich über den Unterschied von 5 Pfennigen so viel Worte verliere, zu bedenken, daß das Leben deutscher Schriftsteller mehr mit diesen Pfennigen zu thun hat, als es ihnen für ihren Magen lieb ist. Gewisse „geistreiche Plauderer“ thuen allerdings, als ob so ein Schriftsteller nur an „meine Gnädigste“, an „Puff“, „Hautewilk“, Herzogliche neueste „Robenstoffe“ und „Böhlthätigkeitsbazare“ zu denken und Millionen zu verzehren hätte. Kurz, unserem Oskar — daran ist nun einmal nichts zu ändern — fehlten in der That 5 Pfennige, woraus sich zweifellos schließen läßt, daß er sich in sogenannter „Geldverlegenheit“ befand. Das schloß auch Herr Max Schweicheles, der mit Oskar an einem Tische saß und dessen Beschäftigung überhaupt darin bestand, an einem Tische in: Café Kaiserhof zu sitzen. Er war einer von den mit den „Wiener Café's“ aus Oesterreich zu uns herübergekommenen Café-Planeurs, die ihren Lebenszweck nur im Dominospiel erblicken und von denen kein Mensch weiß, ob sie wohnen und ob sie jemals in ihrem Leben etwas Anderes zu sich genommen, als Melange.

Dieser Schweicheles machte also die Bemerkung, daß es Oskar an Geld zu fehlen scheine und knüpfte daran die allgemeineren, daß die Literaten überhaupt kein Geld haben und daß sie dadurch eigentlich abgehalten werden, das Leben so recht kennen zu lernen, weil dazu doch immer einige Silbergroschen gehören. „Sehen Sie z. B. hier links, und wenn Sie in diese Dame da, in die jüngere, zum Rasendwerden verliebt wären, Sie könnten, da Sie augenblicklich nicht einmal ein paar Melange bezahlen können, mit ihr nicht bekannt werden.“ So sprach Schweicheles, und Oskar sah halb links und erblickte an einem Nebentische zwei Damen, deren eine ihm besonders gefiel. Ich könnte sie jetzt mit den schönsten Farben einer Dichterphantasie malen, ich könnte sogar, wenn ich die Qualitäten der jetzt in Mode kommenden Schneider-Schriftsteller hätte, die verlockendsten Roben und verführerischsten Lunken schildern, um das Interesse meiner Leser wahrufen. Da man aber im Bereiche der deutschen Sprache solche Schilderungen dem Subscriptionsball- und Wohlthätigkeitsbazar-Dichter der Vossischen Zeitung überlassen muß, begnüge ich mich, zu sagen, daß jene junge Dame, wie gesagt, unserm pfennigaber nicht liebeslos Oskar ausnehmend gefiel. Und da dies ja bei jeder Liebes-Affaire die Hauptfrage ist, erspare ich mir die Erklärung, warum „sie“ Oskar gefiel.

„Sie haben Recht, Schweicheles“, erwiderte er, „es ist traurig, wenn man nicht kann, wie man will.“ Sie ist wirklich schön und was mir für meinen Geschmack an ihr am meisten zusagt, ist, daß sie kein junges Mädchen ist. Ich kann nun einmal diese unerfahrenen Dinger, deren Dummheit man für Raivetät ausschreit und um deren Untreue man einen liguerischen Rimbus weht, nicht leiden. Die Frau, die ihren Geist und ihre Schönheit beisammen hat, ist mir lieber. Wo in aller Welt zieht man die grüne, vielleicht mahenvolle Knospe der voll entwickelten schönen Rose vor?“

Und bevor er noch einmal zu seiner „Rose“ hinüberschielte, drehte er sich ängstlich nach allen Seiten um. „Besshalb so ängstlich, wenn Sie einmal eine schöne Frau ansehen?“ fragte Schweicheles.

„Ich fürchte mich“, antwortete Oskar, „daß Verchenfeld — Sie kennen ja Verchenfeld — in der Nähe ist. Ach, es ist scheußlich, wenn man von Gott Rammon verlassen ist. Dieser Verchenfeld hat mir einmal zehn Thaler gepumpt. Ich habe mir sie geliebt, ohne eine Ahnung zu haben, daß dieser Unglücks Mensch drei heirathsfähige Töchter besitzt. Seit der Zeit drängt er mir seine Abendbrodte mit obligatem Claviergeklimmer auf und betrachtet sich so gewissermaßen als meinen künftigen Schwiegervater. Mein Gewissen schwankt zwischen der